

Roman

Werner Niederer

# NEPOMUK

Grünkreuzverlag  
ISBN 9783952389775

## 1.

Ich schob den gepolsterten Sessel an die Seite meines neuen Arbeitstischs: «Bitte, nehmen Sie Platz.»

«Ein gediegenes Pult», bemerkte Herr Osander und streichelte respektvoll mit den Fingerkuppen das glänzende Nussbaumholz.

«Neugotisch. Ich habe es erst kürzlich bei einem Mainzer Antiquitätenhändler entdeckt und keinen Augenblick gezögert, es zu erwerben. Es passt gut zum Baustil unseres Gymnasiums», entgegnete ich, stolz, Rektor einer altehrwürdigen Eliteschule zu sein.

«Sogar der Geruch weckt Assoziationen an alte Zeiten», bemerkte Herr Osander und meinte vermutlich den Duft des Bienenwachses, mit dem das Parkett gebohnt wurde. Ich selbst setzte mich auf meinen mit fünf Rädern bestückten Chefsessel, der leider nicht recht zur Ästhetik des Tisches und des getäfelten Raumes passen wollte. Dafür war er bequem und tat meinem Rücken gut.

«Seit unser Gymnasium die Koedukation wieder aufgegeben hat – stellen Sie sich vor: nach sechzig Jahren; wir gehörten auch damals zur Avantgarde! –, legen wir wieder mehr Wert auf sogenannte Äußerlichkeiten wie eben zum Beispiel Mobiliar, Schuluniform, Tagesrhythmus, Sportarten, die den Jungs gefallen, aber auch auf Klassegeist, Hilfsbereitschaft, Respekt und so weiter.»

«Zurück ins neunzehnte Jahrhundert?»

«Nein, reaktionär wollen wir nicht sein. Das nicht. Wir besinnen uns bloß auf die guten Seiten der alten Schulsysteme. Züchtigung mit dem Rohrstock kennen wir nicht, wohl aber Belohnung für Fleiß, Sorgfalt, Wissen,

Anstand, Freundlichkeit, Kameradschaft. Und wir glauben, dass der europäische Geist verloren ginge, wenn in den Gymnasien keine alten Sprachen mehr gelehrt würden. Als fakultative Wahlfächer gibt es bei uns nur Italienisch, Bibelhebräisch und Astronomie.»

Ich schlug Osanders Bewerbungsmappe auf: «Sie waren Kabarettist und sind Jahrgang 47. Das hat mich erstaunt.»

Ich musterte den Einundsechzigjährigen, der trotz seiner grauen Locken jünger aussah, als er war. Er hatte schmale Lippen, etwas eingefallene Wangen, eine gerade Nase mit nur angedeuteten Flügeln und buschige Brauen. Seine grünbraun gesprenkelten Augen blickten melancholisch in die Welt hinaus. Ein trauriger Clown? Sein schmales Gesicht kam mir bekannt vor. Er ist vermutlich einmal mal im Fernsehen aufgetreten. Schwächling, wie er war, wirkte er etwas unterernährt. Seine Kleidung war, wenn man das so sagen darf, auffallend unauffällig: Schwarze Manchesterhose, hellblaues Hemd mit offenem Kragen, diskret stahlblauer Pullover mit V-Ausschnitt, darüber ein schwarzes Samtjackett. Die Schuhe, wer hätte das gedacht, auch schwarz.

«In weiteren vier Jahren würden Sie pensioniert», gab ich zu bedenken.

«Vom Gesetz her ist es möglich, eine Verlängerung des Arbeitsvertrags zu beantragen», wandte er ein.

«Ja, gewiss. Das Umgekehrte ist bei Lehrern jedoch wesentlich häufiger: Frühpensionierung wegen Burn-out, wie es so schön heißt. Darum hat mich Ihre Bewerbung fasziniert, so sehr, dass ich Sie zu diesem Vorstellungsgespräch habe kommen lassen.»

«Aus reiner Neugierde also? Um den komischen Kautz zu sehen und wieder nach Hause zu schicken?», fragte Osander mit gespielter Entrüstung und lachte. Ein echter Komödiant, dachte ich und wehrte ab: «Nein, nein. Das wäre nicht fair. Ich gebe zu, dass Neugierde eine Rolle gespielt hat; aber sie war und ist doch gepaart mit der aufrichtigen Absicht abzuklären, ob ein Wiedereinsteiger mit Ihrem Hintergrund ...», ich las aus der vor mir liegenden Akte ab, «... abgeschlossenes Germanistikstudium, zehn Jahre Erfahrung als Deutschlehrer und dann zwanzig Jahre auf kabarettistischen Kleinbühnen –, ob ein Lehrer mit diesem Erfahrungsschatz unseren Schülern vielleicht etwas bieten könnte, das ihnen bis dahin gefehlt hat, ohne dass wir uns dessen bewusst geworden wären. Wir sind offen für neue Impulse.»

«Da fürchte ich allerdings, dass ich Ihre Erwartungen nicht werde erfüllen können. Ich habe nicht im Sinn, als Lehrer meine kabarettistischen Erfahrungen anzuwenden. Jugendliche sind kritischer als Erwachsene.»

«Haben Sie ein triftiges Motiv, Ihre erfolgreiche Kleinkunstkarriere aufzugeben? Es scheint mir unwahrscheinlich, dass Sie plötzlich grundlos ein unwiderstehliches Verlangen haben, wieder zu unterrichten. Sie werden sich ja wohl daran erinnern, wie anstrengend pubertierende Jünglinge sind.»

«Ja, ich erinnere mich. Wenn es um Bequemlichkeit ginge, würde ich nicht zurück in den Lehrerberuf wollen. Mir geht es um sinnvolle Arbeit.»

«Ist die Arbeit auf einer Kabarettbühne nicht sinnvoll?»

Oliver Osander schwieg.

«Das müssen Sie mir genauer erklären», hakte ich nach.

Osander überlegte eine Weile und sagte dann: «Das Publikum will lachen, über andere und, wenn es ein gutes Publikum ist, auch über sich selbst. Grundsätzliches aber kann man mit Kabarett nicht bewegen. Prallen auf Biegen und Brechen Politik und Satire aufeinander, flieht erfahrungsgemäß letztere. Eine Schulklasse ist anders, formbarer als Publikum. Gleichzeitig aber auch eigenwilliger. Jungen zuzureden, ergibt Sinn. Man wird zum Mitgestalter der Zukunft.»

Ich betrachtete wieder den Lebenslauf, den jeder Bewerber obligat hatte beilegen müssen, und meinte: «Ihre Angaben beschränken sich auf die Daten der beruflichen Veränderungen, außerdem 1976 Heirat und ein Jahr später die Geburt Ihres Sohnes. Gibt es denn nach 1977 keine markanten Daten mehr in Ihrem Leben?»

«Doch.»

«Es sind aber keine aufgeführt», beanstandete ich und schlug mit dem rechten Handrücken vorwurfsvoll auf das Papier in meiner Linken. Mein Gegenüber schwieg.

«Nun, Herr Osiander ...»

«Osander», korrigierte er.

«... können Sie mir etwas erzählen über Ihr Leben *nach* 1977? Nur die wichtigsten Ereignisse.»

«Das könnte ich sehr wohl, Herr Bosshard, aber nicht hier in fünf Minuten. Schon bevor ich den Gedanken hatte, mich hier zu bewerben, habe ich versucht, für mich selbst schriftlich festzuhalten, warum ich nicht weiter öffentlicher Possenreißer sein will und kann. Daraus wurde so etwas wie eine Rechenschaftslegung. Eine Beichte, wenn Sie lieber wollen. Jetzt husch, husch die Motivation für meinen Berufswechsel zusammenzufassen, könnte

ein falsches Bild ergeben. Nicht nur von mir, auch von anderen Personen. Bitte verstehen Sie mich recht: Ich mache aus meinem bisherigen Lebenslauf kein Geheimnis. Doch waren es komplizierte Zeiten.»

Ich entgegnete nichts, betrachtete ihn bloß. Er blieb lange mit gesenktem Blick in Gedanken versunken, hob dann die Augen und wiederholte: «Ja, kompliziert. Nicht geheimnisvoll. Kompliziert.»

«Dann schlage ich vor, Sie anvertrauen mir Ihre Selbstbetrachtungen. Sie interessieren mich. Ich werde selbstverständlich alles mit größter Diskretion behandeln, auch wenn Sie, wie Sie sagen, keine Geheimnisse haben.»

Osander war unschlüssig. Er überlegte eine Weile und versprach dann, den Text zu mailen. Dieser sei zwar episch lang geworden, doch bleibe mir ja unbenommen, mich aufs Querlesen zu beschränken. Wir vereinbarten einen zweiten Termin. Zum Abschied munterte ich den mehr als zehn Jahre älteren Herrn auf: «Wenn Sie im Rennen bleiben – und ich denke, die Chancen stehen gut, da wir nur wenige Bewerber haben –, dann werden Sie vor drei Mitgliedern der Schulkommission eine Probelektion halten müssen.»

Noch am selben Abend hatte ich in meiner Mailbox von Osander eine Datei mit dem Namen «Das Leben ist nicht immer lustig.pdf». Aber erst am Wochenende, glücklicherweise einem verregneten, begann ich zu lesen. Ich sage *glücklicherweise*, weil mich Ute, meine Frau, auch bei Sonnenschein nicht dazu gebracht hätte, für einen Spaziergang die Lektüre zu unterbrechen.



## 2.

### Das Leben ist nicht immer lustig.pdf

Lange Zeit bildete ich mir ein, man könne alle Unannehmlichkeiten des Lebens, mit Selbstironie betrachten und dadurch leichter ertragen. Mag sein, dass dies zutrifft. Vielleicht ist der sogenannte «Ernst des Lebens» so bodenlos traurig, so trostlos glimmende Dochte ausdrückend, gnadenlos Halme knickend, jeden Hoffnungsschimmer zertretend, alle Zuversicht abwürgend, dass gar nichts anderes übrig bleibt, als ihn zu verulken, zu leugnen.

Wer wurde nicht schon mal gefragt: «Grinst du auf diesem Foto oder heulst du?» Weinen und Lachen sind ununterscheidbar: Verzerrtes Gesicht, Glucksen und Tränen. Beides Überlebensstrategien. Meistens sind es Quicklebendige, die behaupten, sie hätten sich bei dieser oder jener Gelegenheit totgelacht. Sie lügen offensichtlich wie gedruckt. Apropos *wie gedruckt*:

Die FAZ vom 3. Dezember 2007: Ich saß wie gewohnt etwa um elf am Früh- beziehungsweise Spätstückstisch. Theaterleute kommen meistens nach Mitternacht ins Bett und verlassen es entsprechend spät. Ich konsumierte nicht nur Kaffee und Hörnchen, sondern pflichtbewusst auch das FAZ-Birchermüsli, um die kabarettistisch verwertbaren Rosinen herauszupicken. Unter dem Titel «Transsexueller will in den Polizeidienst» erfuhr ich, dass eine sechsunddreißigjährige Frau, die seit rund vierzehn Jahren als Mann lebte, beim Verwaltungsgericht



Klage eingereicht habe, weil ihre Bewerbung um eine Polizeibeamtenstelle abgelehnt worden sei. Gemäß einer Dienstvorschrift müsse bei einem Polizeibeamten mindestens ein Hoden voll funktionstüchtig sein, um einen störungsfreien Hormonhaushalt zu gewährleisten. Der als Frau geborene und durch hormonelle Eingriffe geschlechtsverwandelte Kläger habe überhaupt keine Hoden, sondern lediglich einen künstlichen Penis. Die Rechtsprechung stand vor einem Problem.

Ich nahm die Papierschere, gleichsam mein Metzgermesser, das ich, zusammen mit durchsichtigem Klebeband, beim Ausweiden von Zeitungen stets griffbereit neben mir hatte, schnitt das eben Gelesene aus und klebte es in das *Rote Büchlein*, in welchem ich nicht nur verwertbare Zeitungsartikel, sondern auch Begebenheiten aus dem Alltag oder kabarettistische Geistesblitze sammelte.

Vera wechselte im Negligé vom Badezimmer ins Schlafzimmer hinüber und nutzte den Kurzauftritt, um zu fragen: «Hast du Kim angerufen?»

«Nein», rief ich ihr leicht verärgert nach, ohne zu wissen, ob sie mich hörte, da sie bereits wieder verschwunden war. Ich hatte dem Eigentümer unserer Mainzer Altstadtwohnung schon mehrmals vorgeschlagen, eine Tür vom Schlafzimmer zum Badezimmer durchzubrechen. Er hatte jedes Mal abgewunken mit der unsinnigen Begründung, der Denkmalschutz würde einen Umbau ohnehin nicht erlauben; wenn mir die Wohnung nicht gefalle, stehe mir frei, sie zu kündigen. Ihm war natürlich klar, dass sich der Denkmalschutz keinen Deut für besagte Tür interessiert und wir unsere vier Wände niemals

freiwillig aufgeben würden. Der Blick im obersten Stockwerk durchs Erkerfenster auf den Dom war uns viel zu kostbar. Der rote Main-Sandstein wirkte wohlthuend, versicherte uns, zu Hause zu sein, die Morgensonne auf dem Tisch, die Fachwerkhäuser vor Augen, in der Nase der Duft der Bäckerei im Erdgeschoss, im Ohr die erwachende Geschäftigkeit der Augustinerstraße – das war ein unbezahlbarer Arbeitsplatz.

Ob ich Kim angerufen hätte? Veras insistierendes Fragen verstimmte mich. Nepomuk, unsere rot-weiß-grau gescheckte Katze, spürte es, ich weiß nicht wie, und war mit einem Sprung auf meinem Schoß. Ich kralte ihr die Stirn, mein Trick, Ärger zu überwinden. Nepomuk wusste das und profitierte davon. Vera wiederum wusste, dass Zeitunglesen für einen Kabarettisten nicht Vergnügen bedeutet, sondern harte Knochenarbeit, die Konzentration und Sorgfalt erfordert. Der Kabarettist muss die Nachrichten, vor allem die regionalen, nach unfreiwilligem Humor durchforsten, nach lächerlichen Aussprüchen von Prominenten, die dafür eine besondere Begabung zu haben scheinen, nach komischen Missgeschicken, verwunderlichen, wenn möglich metaphorischen Koinzidenzen. Er darf nichts übersehen, muss stets auf dem Laufenden sein. Ein Auftritt ohne die Würze aktueller Ironie des Schicksals schmeckt dem Publikum wie Suppe ohne Salz. Darum musste ich eifrig wie ein Spion Albernheiten, Ungereimtheiten, lächerliches Aufsehen erregende Banalitäten und dergleichen aufspüren. Nicht grundlos hatten wir – Vera, Kim und ich – unserer Dreiergruppe den Namen *Mainzer Spiohnegewähr* gegeben.

Vera, immer noch leicht bekleidet, wechselte vom Schlafzimmer zurück ins Badezimmer: «Wenn du damit wartest, erreichst du ihn nicht mehr. Er geht pünktlich von zehn bis elf Uhr joggen.»

«Ja, ich weiß, er ist sportlicher als ich», rief ich so laut, dass ich mir eine kleine Chance erhoffen konnte, meine Replik käme an. Der nächste Zeitungsartikel, dem ich meine Aufmerksamkeit widmete, war überschrieben mit: «Sudans Präsident begnadigt britische Lehrerin». Die Pädagogin, die an einer christlichen Schule siebenjährige Kinder unterrichtete, war zu fünfzehn Tagen Haft verurteilt worden, weil sie es zugelassen hatte, dass ihre Schüler einem im Unterricht verwendeten Teddybären den Namen Mohammed gegeben hatten.

Vera schwebte mit flatternden Fahnen erneut ins Schlafzimmer: «Lass doch das Eifersüchteln! Ruf ihn an. Es wäre mir peinlich, wenn er heute Abend vergeblich auf uns warten und uns entsprechend verfluchen würde.»

Offenbar war meine Riposte angekommen. Das ermunterte mich, nachzudoppeln: «Nicht uns, nur mich. Es ist doch ganz undenkbar, dass er dir je anders als mit sagenhaftem Charme begegnet.»

Vera, nunmehr im Dessous, wechselte nochmals kurz den Standort und meinte im Vorüberhuschen: «Jedenfalls solltest du ihn noch vor zehn Uhr anrufen, also in der nächsten Viertelstunde.» Das Badezimmer verschluckte sie. Ich hörte das Haarspray. Den letzten Kurzauftritt nutzte sie zur überflüssigen Bemerkung: «Er kann ja schließlich nichts dafür, dass deine Mutter gestürzt ist.»

Ich liebte meine Frau. Ich hasste Störungen beim Zeitunglesen. Und drittens: Ich war keineswegs zu träge, das Telefon von der Basisstation zu holen und einige Tasten zu drücken. Das war nicht das Problem. Normalerweise gehorchte ich meiner Frau willfährig und unverzüglich. Die Klippe war in diesem Falle: *Welche* Tasten? Oder war das bloß Vorwand, den ich mir selbstbetrügerisch gab? Wir hatten das neue Telefon vor zwei Monaten im Internetshop sorgfältig ausgewählt. Es war aber erst am Montag der letzten Woche angekommen. Der Postbeamte – Pardon! Der Postbote, ich entsinne mich nicht mehr, ob DPD, TNT, UPS oder DHL – hatte mir ein Paket entgegengestreckt, dessen Dimensionen mich vermuten ließen, Vera habe aus irgendeinem Katalog einen Staubsauger oder zumindest einen Wok bestellt. Erst das Gewicht zerstreute meine Befürchtungen: Jemand schickte uns verpackte Luft oder luftige Verpackung. Der Postbote sagte, ich müsse den Empfang mit meiner Unterschrift bestätigen. Was denn im Paket sei, fragte ich. Das könne er doch nicht wissen, antwortete der Mann und lachte kopfschüttelnd, als hätte ich einen guten Witz erzählt. Natürlich freute das mein Kabarettistenherz, beantwortete aber meine Frage nicht.

«Ich hole schnell einen Kugelschreiber», sagte ich dem Postbeamten – Pardon: -boten –, weil ich sah, dass er kein Schreibzeug zur Hand hatte.

«Nicht nötig! Schreiben Sie einfach mit dieser Büroklammer hier auf dieses Display.»

«Was soll ich denn da eigentlich unterschreiben? Ich sehe nichts Kleingedrucktes?»

Er lachte. Wieder ein Erfolg. Dann beschwichtigend:

«Damit bestätigen Sie den Empfang.»  
«Den Empfang wovon?»  
«Von diesem Paket.»  
«Und drin ist Luft?»  
«Vermutlich auch noch etwas anderes.»  
«Vermutlich?»  
«Es geht hier lediglich um den Empfang als solchen.»  
Das klang philosophisch. Entsprechend konterte ich:  
«Empfängnis ohne Akkusativ? Da hole ich mal besser meine Frau.»  
«Nein, nein. Das ist nicht nötig. Unterschreiben Sie doch einfach hier.»  
«Ohne zu wissen, was ich unterschreibe?»  
«Ja. Mir zuliebe.»  
«Ihnen zuliebe? Mit der Büroklammer?»  
«Ja, ich habe leider den Stift verloren.»  
«Und bekommen von der Firma keinen neuen?»  
«Seit wir nicht mehr Staatsbetrieb sind, hat sich vieles geändert. Beschädigung oder Verlust müssen die Mitarbeiter selbst berappen.»  
«War's denn ein sehr teurer Bleistift?»  
«Es war ein Messingstift.»  
«Und die Mine?»  
«Keine Mine. Nur Messing.»  
«Sollte ja nicht unerschwinglich sein.»  
«Man kann ihn nicht einzeln kaufen. Ich hätte den ganzen Kasten neu kaufen müssen.»  
«Und der Kasten ist teuer?»  
«Na ja, mit eingebautem GPS, das jede Unterschrift einem Raumzeitpunkt zuordnet und per Satellitenfunk zusammen mit dem Zielstrichcode des Pakets der Postleit-

zentrale übermittelt ...»

«Wow!»

«Tausenddreihundertfünfundzwanzig.»

Ich erbarmte mich und schickte mich an, seinem Begehren nachzugeben. Mitleid, Mitleiden ist etwas Wichtiges im Leben. Stirbt es ab, sterben wir mit und versteinern.

«Ich bin nicht gewohnt, mit Büroklammern zu schreiben», räumte ich etwas verunsichert ein.

«Das macht nichts!», munterte mich der Mann auf.

«In China schreibt man mit Pinseln, warum also bei uns nicht mit Büroklammern?», kommentierte ich meine Unbeholfenheit und machte mich tapfer ans Werk, betrachtete dann aber mit Entsetzen meine Schreibkunst und entschuldigte mich: «Das gleicht leider überhaupt nicht meiner Unterschrift.»

«Oh, das ist völlig unwichtig! Das liest ja auch niemand. Wichtig ist nur, dass Sie unterschrieben haben.»

«Aber das ist wirklich nicht ...»

Er drückte mir noch eine Art Quittung in die Hand, legte zum Abschied den Zeigefinger an die Plastikregenhutkrempe und beteuerte nochmals: «Spielt keine Rolle! Danke und guten Tag.» Er schwang sich auf sein Elektromotorrad und verschwand so geräuschlos, dass ich mich fragte, ob alles nur ein utopischer Traum gewesen war. «Traum vielleicht, doch eher alpin als archetypisch», kicherte ich vor mich hin, und sann dann kopfschüttelnd über den sogenannten *technischen Fortschritt* nach. Das gute, alte Posthorn. Trara.

Ich öffnete das Paket auf dem Stubenteppich. Vera kam herein und stellte ungesäumt fest, dass dies keine gute

Idee war. Myriaden von Styroporschnitzelchen verliebten sich flugs elektrostatisch in den Teppich. Vera holte im Küchenschrank einen Kehrichtsack. Mit vereinten Kräften begannen wir auf den Knien die widerspenstigen Flocken einzusammeln, die, von mysteriösen Kräften getragen, das Weite suchten, sobald wir uns ihnen näherten, als wären sie ungezogene Krabbelstubenkinder. Wenn es doch ab und zu gelang, einiger Schnitzel habhaft zu werden, so schienen diese sich an der Hand festzuklammern, sobald wir sie von den Fingern in den Sack abzuschütteln, abzustreifen, abzuspicken oder abzublasen versuchten. Plötzlich entdeckte Vera den Lieferschein mit Rechnung am Boden des Kartons. So wurde endlich klar, dass wir in der Verpackung nicht Ostereier, sondern das bestellte Telefon suchten. «Warum eine Rechnung?», staunte Vera. Das Gerät war nämlich schon bezahlt. Mit der Kreditkarte, die wir eigens hierfür bei der Bank hatten beantragen müssen, weil der Internetshop Veras EC-Karte nicht akzeptieren wollte; das sei eine Debitkarte, keine Kreditkarte, hatte ein Fenster gemeckert. Vera hatte daraufhin sarkastisch frohlockt: «Endlich eine verständliche Botschaft aus dem Jenseits!»

Wir beantragten also eine Kreditkarte. Zehn Tage später fand ich in der Freitagspost einen rosa Zettel mit der Information, auf dem Zentralpostamt Mainz warte eine eingeschriebene Sendung darauf, abgeholt zu werden. Weil der Postbote die freudige Botschaft erst gegen Mittag brachte und wir einen Probenstermin hatten, stellte ich mich erst am Montag in der Mainzer Zentralpost vor den Schalter mit der kürzesten Warteschlange. Nach etwas Geduld verwies mich die hübsche Kraushaarkongolesin

mit freundlicher Bestimmtheit an den für Abholungen vorgesehenen Schalter 7, wo etwas mehr Geduld gefordert war. Die Angestellte, diesmal eine Blondine mit Kosovo-Akzent, schien sich durch mit dem Fuß wippende und mit den Augen rollende Kunden gestresst zu fühlen. Zu ihr vorgerückt, wurde ich belehrt, dass ich ohne Personalausweis nichts bekommen könne. Weil wir am Dienstag in München gastierten, rückte ich endlich am Donnerstag mit Personalausweis wieder an. Die Schlangen erschienen mir noch länger als beim ersten Besuch. Vielleicht war dies nicht ganz objektiv. Als Quasiroutinier reihte ich mich diesmal direkt vor dem Schalter 7 ein. Die Schlange war so lang, dass sie sich nicht strecken konnte. Als die Reihe endlich an mir war, erklärte mir eine Berlinerin, dass eingeschriebene Briefe nur sechs Tage hier verweilen, dann in ein Langzeitlager kämen und nach einem weiteren Monat dem Absender zurückgeschickt würden. Aber – und das tröstete mich ungewein – ich konnte ein Gesuchsformular ausfüllen, um den Brief am kommenden Montag hier abholen zu können. Kurz: Wir kamen schließlich zu unserer Kreditkarte und der beiliegenden Meldung, unser Bankkonto werde ihretwegen jährlich mit vierzig Euro belastet, der Pincode folge mit separater Post. Wir warteten zehn Tage. Die Bank hielt ihr Versprechen. Nach telefonischer Rücksprache begriffen wir, was *freirubbeln* bedeutet. «Wir sind eben keine Lotterieliebhaber», entschuldigte ich mich beim Bankangestellten.

Wir waren doch etwas befremdet, dass das Internet, jetzt auf Belehrung betreffend Debit und Kredit verzichtend,



von einem Pincode ganz und gar nichts wissen wollte. Die nicht sehr geheim wirkende Kartennummer und das Ablaufdatum genügten ihm. «Das kann doch nicht sein, dass eine für jedermann lesbare Zahl genügt, um mein Bankkonto zu plündern», raunte ich zu Vera. «Doch, doch, das ist eben so», entgegnete sie besserwisserisch, aber wenig überzeugend. Mit mulmigem Gefühl vertraute ich dem Internet die Ziffern an. Ich überprüfte die Zahlung bei der ersten monatlichen Kreditkartenabrechnung. Die Belastungen auf meinem Bankkonto waren alle in Ordnung. Indessen blieb ein ungemütliches Gefühl, weil ich ein Tag nach meiner Internet-Taufe bei meiner berufsbedingt pingeligen Zeitungslektüre über einen Artikel gestolpert war, der sich blumig-sarkastisch über das naive Verhalten von Internetshop-Nutzern lustig machte. Ich fand das gar nicht witzig, obschon ich mir einbilde, Sinn für Selbstironie zu besitzen. Wieder einmal bewahrheitete sich die alte Komikerweisheit: Mit Geld ist nicht zu spaßen. Mit Sex: ja; mit dem Tod: ja; auch mit Gammelfleisch, Kindernaivität, Börsenhysterie ... doch mit dem Kleingeld im eigenen Säckel: Das geht gar nicht.

Auch Berufskollege Kim schmälerete meine Begeisterung über das erworbene Gerät: Der Freund schlug sich mit der Rechten an die Stirn und ließ sie dort verharren, während er seine blauen Augen verdrehte und mich, den Braunäugigen, – vor Vera! – blauäugig schalt: «Das darfst du nie, nie, nie, deine Kartennummer einfach so ins Netz geben! Da riskierst du, dass irgendwann mal alles von deinem Konto abgezogen wird, weg auf Nimmerwiedersehen! Du musst unbedingt PayPal oder sonst

einen Vermittler zwischenschalten.» Ich begriff zwar nicht, warum Kim eher den Internetshop als den Geldzwischenhändler PayPal für fingiert oder zumindest betrugsinfiziert hielt, wohl aber, dass er mich vor Vera erniedrigte.

Wie auch immer: Der Telefonapparat war jedenfalls unfingiert angekommen. Er war da, ganz real. Auch die Rechnung war leider nicht virtuell. Zusammen mit der Kreditkartengebühr, der Abfallsackgebühr zur Entsorgung des Verpackungsmaterials und den Versandkosten hatten wir das Gerät, verglichen mit einem ähnlichen Modell im Elektronikladen um die Ecke, für knapp den doppelten Betrag gekauft. «Das kannst du so nicht vergleichen», wehrte sich Vera, die sich schuldig fühlte, weil sie trotz meiner Bedenken die Anschaffung übers Internet befürwortet und eingefädelt hatte. «Die Kreditkartengebühr gilt für ein ganzes Jahr. Damit können wir noch viele, viele nützliche Dinge im Internet einkaufen.» Missmutig ergänzte ich: «Unverpackt, wenn möglich.»

Den Rest der Woche nach Ankunft des Telefons verbrachte ich mit dem Handbuch. Natürlich gebe ich damit zu, nicht mehr jung zu sein. Junge Leute halten nichts von Anleitung. Das war schon immer so. Sie lassen sich nicht beraten. Unbekümmert kommen sie besser und vor allem schneller ans Ziel. Sie hacken ganz einfach drauflos und wissen, bewundernswert wie James Bond beim Umprogrammieren des Zeitzünders einer Atombombe, wie was wann warum zu tun ist. Ich dagegen fühlte mich verpflichtet, das Handbuch zu lesen. Ich tat es mit dem

naiven Vorsatz, es verstehen zu wollen. Dennoch war ich mehrmals nahe daran, das Handbuch zu werfen.

Der aktuelle Auftrag war klar: Rufe Kim an! Ich legte also die Zeitung weg und widmete meine Aufmerksamkeit einmal mehr der Telefon-Gebrauchsanweisung, die griffbereit auf dem kleinen Beistelltischchen neben der «Basisstation» lag. Viele Sätze las ich nun schon zum siebten Mal. Meine innere Stimme schrie hinaus ins All: *Da steh' ich nun, ich armer Tot, und bin so klug als wie zuvor!* und meine äußere, reale Stimme statt ins All gesittet in Richtung offener Schlafzimmertür, wo Vera immer noch vor ihrem Kleiderschrank mit dem frauenspezifischen Was-zieh-ich-an-Problem beschäftigt war: «Was bedeutet: Externe Anrufe werden nur dann in der Anrufliste gespeichert, wenn der Anrufbeantworter nicht aufnimmt und das Telefon des Anrufers über das Leistungsmerkmal CLIP verfügt?»

«Keine Ahnung, was CLIP ist», klang es zurück, und meine liebe Gattin ergänzte mit überzeugender Logik: «Die Anrufliste ist vermutlich die Liste der Anrufe.»

Diese profunde Einsicht half meinem verstockten Geist nicht wirklich weiter. Dennoch sandte ich eine weitere Quizfrage ins Schlafgemach: «Und was bedeutet: Ist mindestens ein zusätzliches GAP-fähiges Telefon angemeldet, können Sie ein Gespräch entgegennehmen und danach an ein zusätzliches GAP-fähiges Mobilteil derselben Basisstation weitervermitteln?»

Da half mir nun Vera tatsächlich auf die Sprünge. In Sachen Telefonie sind Frauen den Männern haushoch überlegen: Die Basisstation sei das, wo man das Telefon hin-

stelle, damit es wieder aufgeladen wird. Zur Basisstation könnten zusätzliche Telefonapparate hinzugekauft werden.

«Und warum haben wir dann eine ganze Basisstation gekauft? *Ein* Telefon genügt uns doch!», brüllte ich händeringend. Obschon sie mich nicht sehen konnte, erkannte sie meinen Gemütszustand wegen des Vibratos meiner Stimme. Sie erschien im schwarzen Hosendress mit dem schultergepolsterten Jackett, der weißen Rüschenbluse und mit meinen Lieblingsschuhen, jenen mit den höchstmöglichen, aber nicht lächerlich dünnen Absätzen. Perfekt für den Laufsteg kam sie zu mir, legte tröstend eine Hand auf meine Schulter und sprach beruhigend: «Ja, sicher. Aber wir wollten doch ein Telefon mit automatischem Anrufbeantworter und der Möglichkeit, dass ein Anrufer eine Nachricht hinterlassen kann.»

«Dazu braucht man doch nicht mehrere Telefone.»

«Stimmt. Aber alle Modelle mit Beantworter ohne die Möglichkeit, mehrere Telefone an der Basisstation anzumelden, waren teurer.»

«Mehrere Telefone für weniger Geld?»

«Wir haben ja nicht mehrere. Nur die *Möglichkeit* dazu.»

«Unsere Basisstation hat aber nur einen Steckplatz fürs Telefon. Wie willst du da mehrere Telefone drauf tun?»

«Das wollen wir ja gar nicht. Wenn aber jemand weitere Telefone kauft, sind Steckplätze mit dabei.»

«Weitere Basisstationen? Exponentielle Telefonvermehrung?»

«Nein, Steckplätze, nicht Basisstationen. Tut mir leid, Oliver, ich muss jetzt einkaufen gehen. Sogar der Brotkasten ist leer.»

Ich hörte, wie Vera beim Verlassen der Wohnung dieselbe abschloss. Sie sperrt mich ein, dachte ich und musste lachen; denn mir war selbstverständlich klar, dass sie aus reiner Gewohnheit abgeschlossen hatte. Außerdem hatte ich meinen eigenen Wohnungsschlüssel. Ich wunderte mich über mich selbst, dass in mir die absurde Vorstellung hochgekommen war, ich sei Gefangener. Und wunderte mich auch wieder nicht, hatte ich doch als Komiker schon mehrmals auf der Bühne dargestellt, wie rasch Männer unter dem paranoiden Gefühl leiden, von einer Frau der Freiheit beraubt zu werden.

Ich legte die Gebrauchsanweisung weg, griff zum Telefongerät und hoffte, mir würde intuitiv wie einem Teenager gelingen, Kim anzurufen. Leider scheiterte ich schon beim Versuch, den Apparat davon zu überzeugen, er müsse einen Sumnton von sich geben. Bald stand fest: Ich war ein Greis, kein Teenager. Tapfer probierte ich allerlei Tastenkombinationen. Einige Male auch Direkteingabe von Kims Telefonnummer. Nach viertelstündigem Experimentieren kapitulierte ich und wandte mich wieder der noch nicht ganz ausgeschlachteten Frankfurter Allgemeinen zu:

*Die neuen Bestatter: Bestattungsunternehmer machen sich Sorgen. Nicht etwa, weil die Toten ausgingen. Die demografischen Zahlen ermuntern im Gegenteil zu den besten geschäftlichen Prognosen. Aber im größer werdenden Kundenkreis zeigt sich gleichzeitig eine Tendenz zu unaufwendigem Verschwinden. Damit solche Entsorgungsmentalität nicht den Ausschlag gibt, muss den Bestattern*

*daran gelegen sein, ihr tristes Image abzulegen und vor allem ihre Produktpalette zu erweitern. Särge, Urnen und selbst aus Totenasche gepresste Diamanten dürften dafür nicht ausreichen. Es braucht den Schritt ins Leben, in dem wir vom Tod und also von möglichen Angeboten des vor-ausschauenden Bestatters umfassen sind.*

*In einem der Beiträge zu einem lesenswerten Sammelband über Praktiken der Bestattung, Darbietungen toter Körper und Tote in den neuen Medien kann man über Präsentationsformen von Bestattern nachlesen («Die neue Sichtbarkeit des Todes»). Offenheit und Weltzugewandtheit sind programmatische Stichworte für das Design des neuen Erscheinungsbilds (Antje Kahl). Der vor einiger Zeit ins Spiel gebrachte Grabstein mit eingelassenem Bildschirm – mittlerweile sogar patentiert – gehört zwar noch nicht zu den angebotenen Leistungen. Aber eigentlich zeigt er am besten, wie diese sich erweitern ließen.*

Ich filetierte den Abschnitt und klebte ihn wie schon jenen über den diskriminierten Polizeiaspiranten ins Rote Büchlein. Darunter notierte ich: «Die Welt wird immer grotesker. Aber leider nicht lustiger.» Das klang nach Überdross. Nicht weiter tragisch. Jeder stöhnt gelegentlich über seine Arbeit. Und doch begann der Zweifel in mir zu nagen, ob ich «geborener Kabarettist» sei, ob ich nicht einer vernünftigeren Tätigkeit nachgehen sollte? Ich brauchte nicht zu entscheiden. Das Schicksal tat es für mich. Die Rolle des gedemütigten Clowns wollte ich

nicht spielen. Die des schuldbewussten, zerknirschten noch weniger. Mir blieb nichts anderes übrig, als das Komikerkostüm an den Nagel zu hängen.

Unerwartet früh kam Vera nach Hause. Sie war offensichtlich aufgeregt, stellte ihre beiden Einkaufstüten mitten auf den Esstisch, blockierte damit meine immer noch unvollständig ausgebeutete Zeitung und haspelte:

«Ich habe sechsmal dieselbe Nummer in der Anrufliste meines Handys. Offenbar sucht mich jemand dringend. Ich denke, es muss Kabolsky sein.»

«Der Intendant des Mannheimer Kellertheaters?»

«Ja. Er hat uns doch versprochen, Bescheid zu geben, ob wir im Herbst auf seiner Bühne spielen können. Ich sehe mal in unserem Adressbüchlein nach, ob es seine Nummer ist.»

«Warum hast du nicht einfach die Nummer gewählt und zurückgerufen?»

«Selbstverständlich habe ich das! Aber es war entweder besetzt oder es hat niemand abgenommen. Das ist doch seltsam: Besetzt bedeutet, dass jemand am Apparat ist. Warum nimmt dann dieser jemand nicht ab, wenn ich eine Minute später kein Besetztzeichen mehr bekomme? Vielleicht sieht Kabolsky, wenn ich zurückrufe, meine Nummer auf seinem Display, hat aber inzwischen schon einem Konkurrenten zugesagt und will nicht mehr mit mir reden ...»

«Das glaube ich eher nicht», sagte ich, während Vera im alten Adressbüchlein nach Kabolskys Nummer blätterte. Kaum hatte sie diese gefunden, meinte sie verunsichert: «Gemäß Vorwahl kamen die Anrufe aus Mainz. Auch die

Schlussziffern 9214 passen nicht zu Kabolsky.»

«Ach ja? Das sind die Schlussziffern unserer neuen Nummer», entgegnete ich harmlos. «Ich habe sie selbst auf der ersten Seite des Adressbüchleins unter *Eigene Nummer* eingetragen.»

«Du hast mich angerufen?!»

«Ich habe versucht Kim zu erreichen und ein wenig herumprobiert. Es ist mir nicht gelungen. Ich habe mich gewundert, dass keine Verbindung zustande kam. Irgend etwas muss ich falsch gemacht haben.»

«Ja, aber warum hast du denn um Gottes willen nicht abgenommen, als ich zurückrief?»

«Es hat nie geklingelt.»

«Zeig mal her! – Na ja, kein Wunder! Du hast das Anrufsignal ausgeschaltet.»

«Woran siehst du das?»

«Hier, das durchgestrichene Lautsprecher-Ikon bedeutet: Anrufsignal ausgeschaltet.»

«Ach so, *Ikon*. Klingt gut, ein bisschen Griechisch. Und das Ikon hier ist ein Lautsprecher. Aha. Und ist durchgestrichen. Ja, das stimmt.»

«Symbol, wenn du lieber willst. Du tust manchmal so hinterwäldlerisch! Ich denke, du machst das absichtlich. Vermutlich möchtest du, dass ich mich im Kabarett fühle und lache.»

«Du tust mir Unrecht.» Ich spielte den Gekränkten.

Vera versuchte, mich zu versöhnen: Sie stellte sich hinter mich, durchwühlte meine Haare, fasste dann mein Kinn und meinen Schopf, verrenkte mir den Kopf nach hinten (mein Atlas knackte furchterregend) und platzierte einen musikalischen Kuss auf meine Stirn, mit gleicher Mmm-



Melodie wie beim Auftischen von Spaghetti, ihrer Lieblingsspeise. Schon meine Mutter hatte dem Irrtum gefrönt, sie könne mich mit Verwuscheln aufheitern. Ich empfand solche Zärtlichkeit eher als demütigend. Ich glättete meine Haare mit den Fingernägeln. Vera nahm ihre Tüten und verschwand in der Küche. Dort hörte ich sie die Einkäufe in den Schränken verstauen. Ich kehrte zurück zu meiner unvollendeten Hausaufgabe. Der Artikel *Morden lohnt sich, flüstern die Gene* stand dem ausgeschnittenen betreffend Zynismus zwar in nichts nach, schien mir aber trotzdem nicht würdig, mit der Schere ausgeweidet zu werden. Vielmehr notierte ich von Hand:

*Der Darwinismus hat tatsächlich den Kultstatus der Bibel erreicht – mit ihm wie mit ihr kann man alles beweisen. Zitat FAZ-071203: «Reduziert man das Weltgeschehen auf das egoistische Gen, wird alles recht einfach ... David Buss geht in seinem Buch «Der Mörder in uns» von der aparten These aus, dass Morden etwas evolutionsbiologisch gesehen Vernünftiges sein muss, weil es sonst nicht so verbreitet wäre.»*

Vera kam aus der Küche zurück. «Da, nimm mein Handy», schlug sie vor und streckte es mir entgegen, «Kim ist im Telefonbuch.»

«Ich hab seine Nummer im Kopf. So gut ist er noch, Gott sei Dank, mein Kopf.»

«Die alte Nummer ist ungültig. Er hat nur noch eine Handynummer.»

Ich machte mich auf, das angestaubte Buch aus der Bei-

stelltschenschublade zu holen.

«Ach, Schatz! Dort findest du sie nicht! Ich meine doch, im Telefonbuch meines Handys», lachte sie, «Shortcut drei.»

Aha, Shortcut drei, dachte ich und empfand es wie einen Stich ins Toren-Herz.

Kim war schon zurück vom Joggen und nahm gelassen zur Kenntnis, dass die Probe heute Abend ausfallen musste, weil meine Mutter und so weiter.

### 3.

Mamas Schenkelhals war am Tag zuvor im St. Josefs-Hospital Wiesbaden genagelt und zusammengeschraubt worden. Unsere Fahrt zu ihr verlief wortkarg, weil Vera die Meinung vertrat, nicht die Probe mit Kim, sondern der «Besuch der alten Dame» hätte verschoben werden können. Völlig überflüssigerweise setzte sie das GPS ein, nicht weil sie meinem Orientierungssinn misstraute, sondern eher, weil sie einen unkomplizierten Gesprächspartner wünschte. Der Führer (wenn ich die sonore Stimme mal so nennen darf) bestätigte denn auch besserwisserisch, was ich längst wusste: «Nach der Theodor-Heuss-Brücke auf dem Kreisel der Eisenbahnüberführung zweite Ausfahrt rechts.» Und in Gedanken antwortete ich: Soso, was du nicht sagst! Die Ludwigsrampe hinauf zum Waldkreisel, dort zweite Ausfahrt auf die Boelckestraße, die – vergiss das nicht – nach der Autobahnunterführung grundlos den Namen wechselt und dann Berliner Straße heißt und nochmals etwas später den Namen Frankfurter Straße hinnimmt. «Der Weg ist mir vertraut», raunte ich grantig, es sei ja derselbe wie jener zu Mamas Haus, nur rund acht Minuten kürzer, ob man nicht wenigstens seine Geliebte zu Wort kommen lassen könnte. Mein rechtes Auge registrierte, ohne hinzuschauen, wie Vera mich stutzig betrachtete.

«Die Eva, meine ich.» Es dauerte mehrere Sekunden, bis Vera begriff. Kommentarlos tippte sie auf dem Navi herum, bis eine sanfte, blonde, langbeinige Stimme, die Mann noch ungestraft Fräulein nennen durfte, die Frankfurter Straße ankündigte. Sie glich auffallend Vera. Mit

hohen Absätzen. Sie war hübsch. Ich liebte sie. Dicke Luft ist erstickend.

Meine Mutter hat siebzig Jahre lang an der Lanzstraße gelebt, in der Jugendstilvilla mit den zwei ungleichen Türmchen, ein bisschen romantischem Pseudoriegel unterhalb des Dachvorsprungs und großen Bäumen im Garten. Mein Bruder und ich sind dort aufgewachsen. Vater hat das Haus in den Dreißigerjahren für einen Pappenstiel ersteigert, angeblich mit inflationsresistentem Familienvermögen, groß genug, die repräsentable Liegenschaft zu kaufen. Wir haben Mama, oder Omi, wie sie nach Marks Geburt hieß, wöchentlich einmal eingeladen, sei es zu uns oder irgendwohin zu einem Sonntagsausflug. Ich holte sie jeweils mit unserem damals noch neuen VW-Käfer ab. Mainz–Wiesbaden ist keine Weltreise. Mark als kleiner Bub, begleitete mich mit Vergnügen vorne auf dem Beifahrersitz und kannte schon fünfjährig den Weg besser als der Sonore.

Wie erwähnt, wechseln Straßen leichthin ihren Namen, bereitwilliger als Menschen. Als Mark Kinder bekam, blieb für geraume Zeit offen, ob nun Omi Grosi und Vera Omi wurde, oder Vera Grosi wurde und Omi Omi blieb, oder ob eine der beiden Omis zu Oma mutieren könnte und ob die Differenz von bloß einem Vokal genügend wäre, und wenn ja, welche Omi Oma heißen sollte. Die Lösung des schier unlösbaren Problems ergab sich aus der Betrachtung einer befreundeten Patchworkfamilie, in welcher ein Stiefgroßvater zur Abgrenzung gegenüber dem biologischen Opa Nonno hieß, ein Titel, der ihm

während eines Ferienaufenthalts in Italien von einer Albergowirtin zugehört worden war. Also hieß Vera für Marks Kinder fortan Nonna und Omi blieb Omi, so, wie sie es gewollt und verteidigt hatte. Ich fand die Diskussion ziemlich müßig und beförderte deren Ende, indem ich willig zugab, dass man mit dem Alter unflexibel (Vera fand sogar: stur) werde. Wenn Vera die Nonna war, war ich folgerichtig der Nonno.

Auch in meiner Familie gab es keine Wunder. Einmütigkeit zwischen «Mama» und «holder Gattin», also zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter, besteht, denke ich, auf der ganzen Welt nur bedingt. Wenn Mama bei uns zu Besuch war, entdeckte sie, nahezu wie ein Ritual, irgendetwas auf dem dunklen Teppich im Wohnzimmer, ein Brotkrümelchen, ein weißes Fadenstückchen oder sonst etwas, und konnte es nicht unterlassen, mir in Veras Anwesenheit den guten Rat zu geben, einen besseren Staubsauger anzuschaffen. Meine Holde konnte dann nicht darauf verzichten zu bemerken, dass Mama, wenn sie jedes Stäubchen sehe, eigentlich fähig sein sollte, ohne Lupenlampe zu lesen. Mama wiederum empfand dies, nicht ganz unbegründet, als Vorwurf, sie simuliere. Da musste ich mich denn jeweils als Moderator einschalten, eine weder angenehme noch dankbare Rolle. Mehrmals hatte ich schon erklären müssen, was ich von Mamas Augenarzt über Makuladegeneration gelernt hatte, nämlich, dass diese Alterskrankheit nur die Netzhautmitte zerstört und die betroffenen Patienten darum oft einen recht kleinen Gegenstand bemerken können, solange sie diesen nicht anschauen, dass sie ihn aber nicht mehr er-

kennen, sobald sie ihn fixieren, weil er dann auf der kranken Netzhautmitte abgebildet wird. Ich hatte nicht das Gefühl, meine Vorträge würden sachlich überdacht.

Am Empfangsschalter in der Eingangshalle des piekmodernem Spitals erklärte uns eine Sekretärin, meine Mutter liege auf Ebene 1. Sie gab uns einen kleinen Hausplan, auf welchem sie mit Rotstift den Trakt ankreuzte und Zimmer 123 einkreiste. Wir marschierten los. Auf der breiten Treppe, die zur Ebene 1 hinaufführte, kam uns Mark mit seiner ganzen Familie entgegen. Das ergaben zwei Mal fünf Begrüßungen à drei Küsschen – drei Küsschen scheinen sich als EU-Norm langsam durchzusetzen –, also dreißig Küsschen insgesamt. Auf der Treppe entstand Stau, weil noch andere Leute Krankenbesuche auf Ebene 1 abstaten wollten. Beim Umarmen von Mignon, meiner frankofonen Schwiegertochter, die übrigens für die Durchsetzung der EU-Norm in der Familie gesorgt hatte, konnte Vera es leider nicht unterlassen zu bemerken:

«Gab's bei dir Spaghetti zum Mittagessen?»

«Warum?»

«Du hast Tomatensoße am Kragen deiner schönen weißen Bluse.»

Mignon versuchte vergeblich, den Blusenkragen zu inspizieren. Sie zog ihn nach unten, presste das Kinn angestrengt zur Gurgel, senkte die Mundwinkel wie ein Kummersmiley und verdrehte die Augen. Dennoch gelang es ihr nicht, das Fleckchen zu lokalisieren.

«Sei unbesorgt», mischte sich mein Sohn verärgert ein, «man sieht es kaum. Und außerdem gehen wir jetzt nach

Hause, nicht zu einem Galadiner.»

«Habt ihr Wünsche an den Weihnachtsmann?», fragte ich und ging in die Hocke, um diese eminent wichtige Frage mit Chantal, Pascal und Emma auf Augenhöhe zu beraten. «Wir haben schon alle unsere Wünsche der Omi gesagt», gestand die fünfjährige Emma, die Älteste der Kinder.

«Und du glaubst, Omi werde trotz ihres kaputten Beins den Weihnachtsmann benachrichtigen können?»

«Omi hat gesagt, sie sei der Weihnachtsmann», warf nun der dreijährige Pascal ein. Ich entgegnete etwas verlegen, aber durchaus logisch: «Ja dann! Dann weiß er ja Bescheid.»

Auf der Treppe gab es nochmals dreißig Küsschen zum Abschied. Dann setzten Vera und ich den Aufstieg und Marks fünfköpfige Familie den Abstieg fort. Der Stau löste sich auf.

Der Korridor zu Zimmer 123 schien endlos. «Ich verstehe nicht, warum Mark so ungehalten reagiert», knisterte Vera. «Ich meine es doch nur gut. Wenn mich eine Freundin auf etwas aufmerksam macht, das an mir nicht stimmt, dann bin ich ihr dankbar und nehme es als Beweis ihrer Freundschaft ...»

«Familienbande sind etwas anderes als Freundschaft», gab ich zu bedenken und war stolz auf meine diplomatische Ausdrucksweise; ich hätte ja auch plump sagen können: «Sie ist nicht deine Freundin.»

«Nun sind sie uns doch noch zugekommen. Du wolltest doch der Erste sein, der Mama begrüßt, wenn sie aus der Narkose erwacht.»

«Ich oder Mark, das spielt doch keine Rolle. Ich wollte lediglich, dass nicht die vorwitzigen Nachbarn die Ersten sind. Die versuchen doch stets, bei Mama zu punkten. Sie rechnen damit, Mama werde demnächst ins Altersheim ziehen und ihnen das Haus unter der Hand verkaufen.» Wir standen vor dem Zimmer 123. Ich klopfte an. Dann nochmals etwas kräftiger. Weil keine Antwort hörbar wurde, öffnete ich, Spitalanstandsregeln befolgend betont langsam und leise. Vera schaute mir über die Schulter durch den Türspalt und flüsterte mir, da sie Mama mit offenem Mund auf dem Rücken liegen sah, ins Ohr: «Sie ist tot.» Irritiert von ihrem Gedanken öffnete ich rascher. Wir traten ein. Mutter schlug die Augen auf, drehte den Kopf eine Spur zu uns, schloss die Augen wieder und hauchte: «Oh, wie lieb von euch. Eben war Mark da mit seiner charmanten Französin und den süßen Kindern. Ach, ich vergesse immer wieder ihre Namen.» «Chantal, Pascal und Emma», sagte Vera. «Ach ja, Emma, ein hübsches Kind. Genau die Mutter. Und die kleine Chantal kann jetzt auch schon kriechen.» «Das kann sie schon seit mehr als einem Monat», korrigierte Vera. «Ich bin eben seit Jahren nicht mehr in ihrem schönen Häuschen in Bodenheim gewesen.» «Das ist doch nicht wahr!», entrüstete sich Vera im Namen unseres Sohnes. «Vor zwei Monaten warst du bei ihnen. Und jedes Mal, wenn Mark dich einlädt, holt er dich in Wiesbaden ab, wie ein Taxifahrer, als hätte er nichts Gescheiteres zu tun. Du aber beklagst dich regelmäßig über die fürchterlichen zwanzig Kilometerchen!» Um das Gespräch in ruhigere Bahnen zu lenken, meldete



ich mich zu Wort und sagte zu Mama, kichernd, um die Stimmung etwas aufzuheitern: «Pascal behauptete, du seiest der Weihnachtsmann. Da hat er wohl etwas nicht richtig verstanden.»

«Oh doch, er hat mich sehr gut verstanden. Ich versprach ihm ein Dreirad. Und Emma bekommt Kleider für die Puppe, die ich ihr zum Geburtstag geschenkt habe. Wisst ihr, Mignon wünscht, dass man den Kindern nicht Blödsinn erzählt. Damit, so sagt sie, verspiele man die Glaubwürdigkeit der Erwachsenen und säe Misstrauen, Angst und Unsicherheit.»

«So ein Quatsch», entfuhr es Vera.

«Vielleicht hat sie gar nicht so unrecht», sinnierte Mama. «Ich erinnere mich noch genau, wie ich erfuhr, dass der Sankt Nikolaus ein Schwindel ist. Das war 1921 in der zweiten Klasse. Rosalindchen Wackerschmied, meine Sitznachbarin, klärte mich auf. Ich lief zitternd nach Hause und bat meinen Papa, mir die Wahrheit zu verkünden. Er bestätigte Rosalindchen.»

«So ein Quatsch», wiederholte Vera. Ich enthielt mich der Stimme. Meine zweiundneunzigjährige Mutter aber fuhr unbeirrt mit geschlossenen Augen fort: «Die Erleichterung, dass es keinen Sankt Nikolaus gab, und andererseits die Enttäuschung, dass Erwachsene lügen, dieses Gefühl bleibt unbeschreiblich ... es kam dem Gefühl nahe, das ich hatte, als ich in den späten Vierzigern erfuhr, Rosalindchen sei ein Schoahopfer geworden.»

Ich wunderte mich, dass Mama Schoah und nicht Holocaust sagte. Wir blieben stumm. Nach einer Schweigeminute warf ich vorsichtig ablenkend ein: «Und du selbst,

Mama, hast du wieder einmal keinen Weihnachtswunsch? Ich erinnere mich, als ich und Otmar noch klein waren, da hast du stets geantwortet: Ich wünsche mir brave Kinder. Das war dein wiederkehrender Wunsch, den wir leider nicht immer erfüllten. Aber vielleicht hast du nun doch einmal einen etwas konkreteren Wunsch.»

«Das habe ich», sagte Mama zu unserer Überraschung.

«Dann verrate ihn mir.»

«Ich wünsche mir einen Gaskocher. Aber er sollte zwei Feuerstellen besitzen.»

«Wie bitte? Einen Butangaskocher?»

«Ja.»

«Wie sie auf den Campingplätzen benutzt werden?»

«Ja.»

«Aber wozu denn, um Gottes willen?»

«Zum Kochen. Welch dumme Frage!»

«Aber du hast doch einen elektrischen Herd.»

«Der taugt nichts. In den handgeschriebenen Rezepten meiner Großmutter steht bei vielen Gerichten: «Auf kleiner Flamme köcheln». Ich möchte Emma beibringen, wie man Gerichte zubereitete, als ich jung war. Dann wird sie einst sagen können: Dieses Rezept stammt von meiner Ur-Ur-Urgroßmutter. Was gibt es Wertvolleres auf der Welt als altbewährte Küchengeheimnisse? Man findet sie in keinem Buch. Jemandem etwas Leckeres zu geben, ist die beste Liebeserklärung; das habe ich in einer TV-Sendung über Bienenfresser gelernt.»

Es klopfte kurz an der Tür, und ohne ein *Herein* abzuwarten, trat eine junge Frau in weißen Hosen und gelbem T-Shirt ins Zimmer. Direkt aus dem Vatikan, dachte ich. «Frau Mathilde Osander? Guten Tag», wandte sich die

Vatikanerin routiniert an meine Mutter, «ich bin Cornelia Wunderlich, ihre Physiotherapeutin.» Meine Mutter fasste müde die hingestreckte Hand. Die Therapeutin wandte sich an uns: «Es tut mir leid, sie müssen draußen warten. Für heute dauert's bloß eine Viertelstunde.» Sie richtete sich wieder an Mama: «Ich muss das operierte Bein etwas mobilisieren. Morgen, Frau Osander, schon morgen werden wir einige Schritte wagen. Heute aber bleiben wir noch im Bett.» Wenn der Papst *Wir* sagt, meint er es auch nicht so, dachte ich. Vera und ich brachen auf und winkten Mama. «Ich rufe dich an», schlug ich vor. «Nein, nein, wartet doch. Eine Viertelstunde ist ja nichts!», lautete Mamas Gegenvorschlag, den wir natürlich nicht abzulehnen wagten.

Vera und ich setzten uns in die Polstersessel beim Fenster am Ende des Ganges. Auf dem kleinen Beistelltischchen lagen Zeitschriften und Broschüren. Ich nahm *Das Joho* in die Hand und lernte, dass Joho für Sankt Josefs-Hospital steht und ADJC für den Orden der Armen Dienstmägde Jesu Christi, die das Joho im 19. Jahrhundert gegründet haben. Die historische Einleitung zeigte altertümliche Fotos. Ein groß angelegtes, neugotisches Gotteshaus bildete das Zentrum und wurde flankiert von zwei spiegelsymmetrischen Hospitaltrakten. Die Kirche schien die unumgängliche Pforte zu den Bettenstationen gewesen zu sein. 1892 kamen Erweiterungsbauten hinzu; zur Erinnerung an deren Einweihung war die Belegschaft vor dem noch eingerüsteten Neubau abgelichtet worden, die Schwestern in knöchellangen, schwarzen Roben und weißen Hauben, die Herren Ärzte mit Zylind-

der, Stehkragen und Gamaschen. Auf der gegenüberliegenden Seite beeindruckte ein Bild von 1945, vermutlich eine Aufnahme aus einem Kleinflugzeug der US Air Force: beide Seitentrakte in Trümmern und eine klaffende Dachwunde des Kirchenschiffs. Ich erinnerte mich an die Kirchenruine, durch deren Dach man den Himmel sah. Sie bestand noch 1954, als ich siebenjährig mit Mama meine Großmutter im Joho besuchte, am Tag bevor sie starb. Dann kamen die Neubautappen, bis nach und nach von den alten Gemäuern nichts mehr übrig war. 1965 hatte Wiesbaden ein ultramodernes, fortschrittliches Krankenhaus, das jeden, der vernahm, es gehöre armen Dienstmägden Jesu Christi, in Staunen versetzte.

Vera hatte die Zeitschrift «Koch dich fit» erwischt und teilte mir ohne aufzublicken mit, sie wolle sich Kardamom besorgen, sie lese ein Hohelied auf Weihnachtspätzchen, denen man dieses Gewürz beimischen müsse. Ich sagte: «Aha, ähem», und las weiter in dem Heft, das mir in die Hände geraten war, das Kapitel «Leitbild». Dieses widmete sich der Joho-«Philosophie». Sie lautete: «einfach gut sein». Früher nannte man das ein Motto, dachte ich und grübelte, ob jedes Motto gleich auch Liebe zur Weisheit genannt werden könne. Das Joho-Motto vielleicht schon: «einfach gut sein», menschlich, fachlich, technisch, baulich, klingt wahrhaftig weise. Könnten auch *Die Mainzer Spiohnegewähr* einem weisen Motto nachleben? Es kam in letzter Zeit immer häufiger vor, dass ich den Sinn meiner Arbeit grundsätzlich infrage stellte. Fehlte «meinem» Kabarett eine Philosophie? Wenn mich solche Zweifel plagten,

wies Vera jeweils darauf hin, Lachen sei gesund, das genüge, unsere kargen Honorare zu rechtfertigen. Waren wir folglich so etwas wie Alternativmediziner? Und als solche «einfach gut»? Huldigte ich einer «Philosophie», ohne es zu wissen? Hätten die Armen Dienstmägde Jesu Christi über unsere manchmal doch etwas deftigen Witze gelacht? Vielleicht ist es grundsätzlich weder «einfach» noch «einfach gut», Menschen zum Lachen zu bringen. Dies dachte ich am Ende des Ganges. Und gleichzeitig, lächelnd, nicht lachend, sinnierte ich: Für Millionen Inder kommt am Ende des Ganges der *Ganges*. Sie werden ihm als Asche übergeben. Oder doch nicht «am Ende»? Am Neuanfang? Wiedergeburt? Oder im noch besseren Falle nicht Wiedergeburt, sondern, wider die Geburt, das Nirwana?

Ein Arzt – ein echter, einer, der nicht mit Lachen heilt – stand plötzlich vor uns: «Sind Sie Angehörige von Frau Mathilde Osander?»

«Ja», antwortete ich und stand so rasch auf, als wäre der Pedell erschienen. Er stellte sich als Doktor Heidenmüh vor und gab Vera und mir die Hand. *Einfach gut*, dachte ich bewundernd. Doktor Heidenmüh erklärte: «Die Physiotherapeutin hat mich herbeigerufen, weil Frau Osander über starke Schmerzen klagte. Keine Sorge: Es ist alles in Ordnung. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Ich habe ihr ein Schmerzmittel gespritzt, das auch etwas schläfrig macht. Ich denke darum, es wäre besser, wenn Sie Frau Osander jetzt schlafen lassen und erst morgen wieder vorbeikommen. Im Alter von zweiundneunzig braucht man schon eine etwas längere Erholungszeit als

mit siebzig oder achtzig. Ich denke aber, dass Frau Osander – Ihre Mutter, nehme ich an – (ich nickte) bald wieder auf den Beinen ist. Möchten Sie noch etwas fragen?» Ich schüttelte stumm den Kopf. Vera wollte wissen, ob Mama tatsächlich schon morgen aufstehen werde.

«Ja, das ist so», bestätigte Doktor Heidenmüh, «am Morgen Bettrand, am Nachmittag dann die ersten Schritte im Zimmer. Das ist wichtig, damit der Blutkreislauf nicht einschläft und die Muskeln nicht atrophieren. Und wichtig auch für die Moral. – Ja dann, wenn Sie keine weiteren Fragen haben ... Sie können mich oder meinen Vertreter jederzeit rufen lassen.»

Einfach gut, dachte ich und etwas wehmütig: Was würde ich werden wollen, wenn das Ende des Ganges doch nicht das Nirwana wäre? Früher hatte ich stets geantwortet: ein Mauersegler oder Milan. Jetzt betrachtete ich Jojo-Doktor als Alternative. So oder so: eine Kaste höher. Nicht mehr Kabarettist.

«Wir sind früher zurück als geplant», sagte ich auf der Heussbrücke. «Ich denke, wir könnten gleich noch Mamas Weihnachtsgeschenk einkaufen gehen.»

«Das kann nicht dein Ernst sein», erwiderte Vera.

«Was hast du dagegen? Wenn meine Mutter schon einmal einen Wunsch äußert, da werde ich ihn ihr doch wohl nicht abschlagen!»

«Ich mische mich nicht ein. Aber erwarte nicht, dass ich dich zu diesem absurden Einkauf begleite. Und wenn Mathildes Haus in die Luft geht, wasche ich meine Hände in Unschuld!»

#### 4.

Zu unserer Altstadtwohnung gehörte auch eine Garage, vermutlich früher einmal eine Werkstatt mit einem Rundbogentor zur rückseitigen Badergasse, mitten in Mainz. So hatten wir nie Parkplatzprobleme und genossen es, dass wir all unsere Einkäufe zu Fuß erledigen konnten. Vera blieb wie angekündigt zu Hause, während ich am Dom vorbei die *Galeria Kaufhof* an der Schusterstraße aufsuchte.

In der Abteilung für Küchenbedarf brachte ich mein Anliegen einer Verkäuferin vor. Sie zog die Lippen breit und die Brauen hoch: «Also, das führen wir nicht. Ich könnte Ihnen aber eine elektrische Kochplatte empfehlen mit stufenloser Einstellung der Hitze; wenn Sie zwei kaufen, dann haben Sie Platz für zwei Pfannen.»

Ich erklärte dem Mädchen, gemäß Rezept müssten die Speisen auf kleiner Flamme köcheln. Dabei verschwieg ich, dass es um ein Rezept der Großmutter meiner zwei- undneunzigjährigen Mutter ging. Die Verkäuferin schaute mich von der Seite an, als wäre ich nicht ganz bei Trost. Darum ergänzte ich: «Wissen Sie, die Speisen sind mehr als hundert Jahre alt.» Sie nahm mich nicht ernst und sagte lachend: «Da werden sie wohl arg verschimmelt sein.»

«Ich meine natürlich die Rezepte, nicht die Speisen», korrigierte ich, nun ebenfalls erheitert.

«Wenn es unbedingt ein Gasherd sein muss, dann sollten sie mal bei Obi nachfragen, an der Bergiusstraße in Wiesbaden.»

«Oh!», sagte ich betroffen. Nochmals zurück über den Rhein wollte ich nicht.

«Das sind nur etwas mehr als zwanzig Minuten mit dem Wagen», versuchte sie mich zu trösten. «Haben Sie einen Wagen?»

Ich bejahte, verabschiedete mich mit herzlichem Dank und ließ mich von der Rolltreppe hinunter ins Erdgeschoss befördern.

Auf Rolltreppen nimmt der Mensch meistens Feldherrenhaltung an: Er macht ein hohles Kreuz, lässt den Blick herumschweifen und ist geneigt, eine Hand zwischen zwei Knöpfen im Jackett verschwinden zu lassen. In solcher Verfassung entdeckte mein Generalsblick eine Tafel für Analphabeten, die mit Symbolen den Verdacht schürten, dass das Kaufhaus im Untergeschoss Campingartikel feilbiete. Also setzte ich im Parterre meinen Abstieg fort und gelangte tatsächlich in ein üppiges Heerlager, das auch eine Feldküche haben musste.

Mein Bonaparteinstinkt täuschte mich nicht. Vor einem der aufgestellten Zelte erblickte ich endlich, was ich suchte. Der Kampf mit der Verkäuferin im Tiefparterre – wieder ein charmantes Mädchen – begann:

«Dieses Modell darf nicht in Immobilien verwendet werden», wandte sie ein, als ich so naiv war zu verraten, der Butankocher sei ein Geschenk für meine Mutter, die damit Großmutterrezepte köcheln wolle.

«In der Ausbildung haben wir gelernt (sie hob etwas die Stimme, um klarzumachen, dass sie einen Paragraphen zitierte): Angebotenes Verkaufsgut darf dem Kunden nur